Peter de Chamier

BERLIN EXPORT

Peter de Chamier

Berlin Export

Berlin Export

© 2008, 2012, 2025 by Peter de Chamier.
Aquarelle und Umschlaggestaltung von Lisa Stockler.

www.de-Chamier.com | www.TwinTree.eu

Titel der englischsprachigen Fassung: Berlin Export

A TwinTree™ publication

Alle Rechte, einschließlich der Veröffentlichungs-, Vertriebs- und Verkaufsrechte, sowie die Rechte zur Übersetzung, Video-, Audio-, Film- und Bühnenbearbeitung und zu Lesungen bleiben allein dem Autor vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes, das unter das Urheberrecht fällt, darf ohne vorhergehende schriftliche Genehmigung des Autors in irgendeiner Form oder mit irgendwelchen Mitteln – grafisch, elektronisch oder mechanisch reproduziert, kopiert, gespeichert oder bearbeitet werden, was unter anderem, aber nicht ausschließlich, Fotografieren und -kopieren, Aufzeichnen, Aufnehmen, oder Digitalisieren einschließt. Dies gilt auch für Unternehmen wie Amazon, Google (Alphabet), Microsoft und Scripd und ähnliche. Eventuelle schriftliche oder digitalisierte Verträge sind ohne die vollständige handgeschriebene Unterschrift des Autors null und nichtig.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Hinweis

Dieser Roman spielt im Jahr 2004 und wurde im Laufe der folgenden Jahre geschrieben. Der Leser sollte die Personen und die Geschichte aus dieser Zeitperspektive sehen und nicht im Nachhinein. Der historische Mantel dieses Buches folgt historischen Fakten; die Handlung selbst und ihre möglichen Auswirkungen sind fiktiv. Die Figuren sind Produkte der Phantasie des Autors. Es ist zu hoffen, dass in den Verwaltungen, politischen Organisationen und Medien im heutigen Deutschland und anderswo stolze, ehrliche und gebildete Menschen arbeiten, die sich von einigen der hier dargestellten unterscheiden.

Der Autor hat sich das Recht eines Romanciers herausgenommen, sich bei den Ereignissen und dem Wetter zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten sowie bei den Personalstrukturen der diplomatischen, geheimdienstlichen und zivilen Dienste und der Streitkräfte verschiedener Länder einige für den Fluss der Handlung notwendige Freiheiten zu nehmen. Die Geschäftsbeziehungen zwischen der ehemaligen DDR und Westdeutschland wurden vereinfacht. Zugleich hat der Autor die Schönheit Ägyptens und der ehemaligen DDR verfeinert.

Honi soit qui mal y pense.

ISBN: 978-628-[n/a] (international)
ISBN: 978-3-8192-6287-6 (DACH-Länder)

Druck: [redacted].
Impreso en Alemania. • Printed in Germany.

04|2025 II – *Review copy • Besprechungsexemplar*

Inhalt

Landkarte.....*6*
Abkürzungen.....*8*

Frühstück

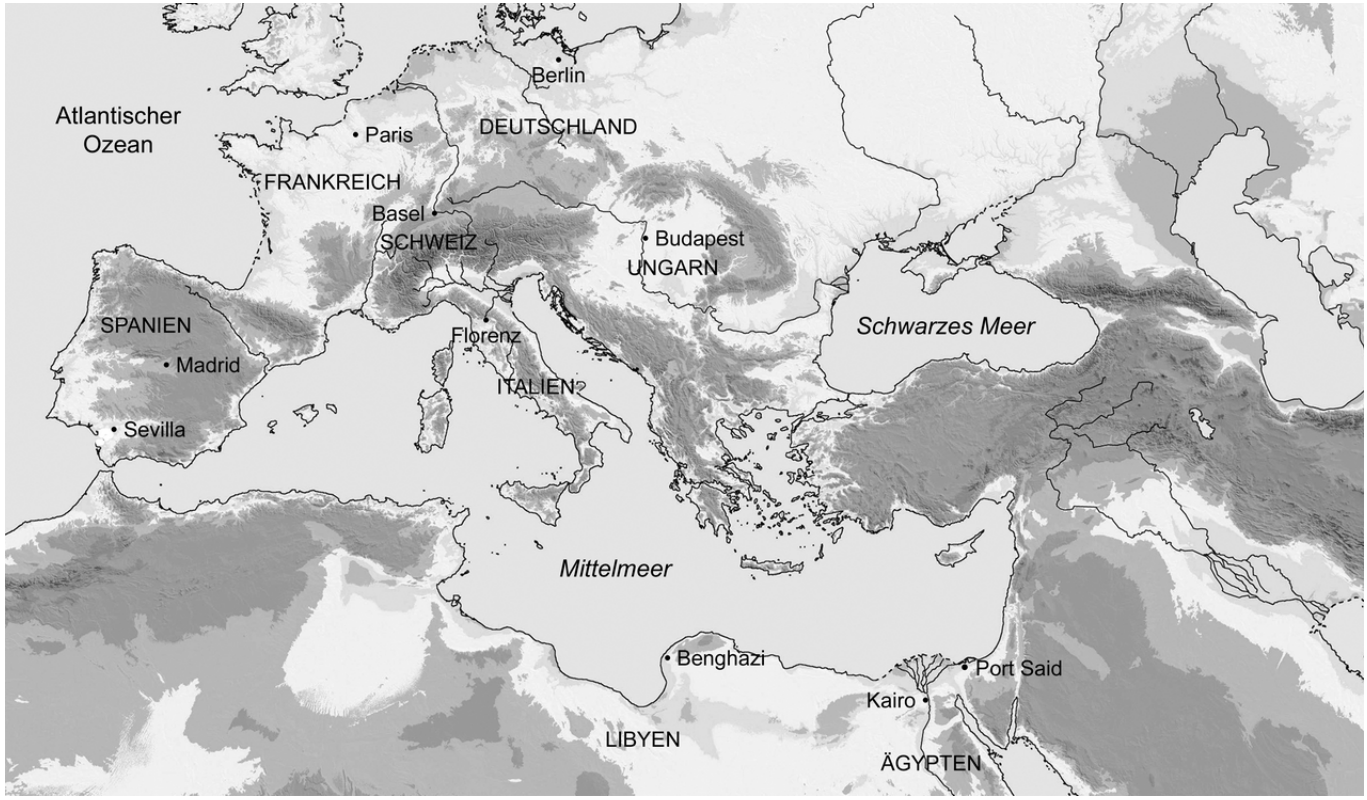
Austern.....11
Eistee nach diplomatischer Art.....22
Künstliche Zutaten.....29
Reissüppchen.....40
Kochkursus.....49
Malzgetränke.....58
Importierte Delikatessen.....67
Entenklein.....85
Fleischbeschau.....94
Minztee.....104

Lunch

Eier, Milch und Brot.....127
Beilagen.....140
Geräucherter Schinken.....152
Sahne zur Garnierung.....159
Sauerkraut.....172
Im Land des Ragoût Fin.....181
Ungarische Küche.....199
Sozialistisches Wildbret.....206

Dinner

Spanferkel.....225
Spanische Kost.....233
Hackfleisch.....251
Verbrannte Tapas.....260
Abendlicher Imbiss.....271
Pizza auf der Piazza.....290
Champagner auf Kosten des Hauses.....301


Atlantischer
Ozean
Berlin
DEUTSCHLAND
Paris
FRANKREICH
Basel
SCHWEIZ
Budapest
UNGARN
SPANIEN
Madrid
Sevilla
Florenz
ITALIEN
Schwarzes Meer
Mittelmeer
Benghazi
Port Said
Kairo
LIBYEN
ÄGYPTEN

Ein paar Worte im Voraus

So viele intelligente Menschen missverstehen den Beruf des Schriftstellers,
dass ich das Gefühl habe, erklären zu müssen,
dass nicht nur alle Romanfiguren und Ereignisse erfunden sind,
sondern dass auch der Erzähler erfunden ist,
und dass sein Schöpfer nicht immer seine Ansichten teilt oder sein Verhalten gutheißt.

So many intelligent persons misinterpret the novelist's trade
that I feel I must explain that not only are
all the characters and events in this story imaginary,
but that the narrator is too and that his creator does not always
share his views or commend his conduct.

Bruce Marshall. Foreword. The Divided Lady *(Die Dame Mila)*. London 1960.

Es ist schwierig, keine Satire zu schreiben.

Difficile est saturam non scribere.

Juvenal. Saturae I, 30.

Man mag die Welt nicht verändern können,
aber zumindest kann man die Schuldigen blamieren.

You may not be able to change the world,
but at least you can embarrass the guilty.

Jessica Mitford

Abkürzungen

BFI Bundesfinanzinspektion – Teil des deutschen Bundesministerium für Finanzen *(fiktiv)*.

BKA Bundeskriminalamt.

BND Bundesnachrichtendienst.

CIA Central Intelligence Agency – US-amerikanischer Auslandsgeheimdienst.

MfS Ministerium für Staatssicherheit (der DDR); auch unter dem Namen *Stasi* bekannt.

OdeSSA Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen – eine mutmaßliche Dachorganisation für verhaftete, verurteilte und flüchtige ehemalige Mitglieder der SS.

Frühstück

April 2004

Austern

”It's a very remarkable circumstance, sir”, said Sam,
“that poverty and oysters always seem to go together.”

„Es ist ein sehr bemerkenswerter Umstand, Sir,“ sagte Sam,
„dass Armut und Austern immer Hand in Hand zu gehen scheinen.“

Charles Dickens: Die Pickwicker. Kapitel 22. 1837.

Ich mag Austern, nicht jeden Tag, aber gelegentlich, in Augenblicken der Muße; Austern essen bedeutet für mich Entspannung, wie Pfeife rauchen oder eine Flasche eines angenehm kräftigen Rotweines zu trinken; ich muss Zeit dazu haben, um solche Momente zu genießen, und in Stimmung dafür sein – oder mit einem ausgewachsenen Kater aufwachen; dann hilft ein Dutzend Austern mit einer halben Flasche kühlen, trockenen Weißweins besser als Alka Seltzer oder Aspirin.

Die gigantische Lebensmittelabteilung des opulenten Kaufhauses an der Berliner Tauentzienstraße war fast leer. Dienstagvormittage im April schienen sich schleppend dahinzuziehen und keine Kunden anzulocken, vor allem, weil draußen tatsächlich Aprilwetter herrschte. Den strahlend blauen Himmel hatte innerhalb von Minuten eine Front schwarz-grauer Wolken übernommen, hochaufgeballt, böse drohend. Wie eine angreifende feindliche Kavallerie galoppierten sie über die Stadt und brachten Regen mit sich – lose riesige Wolkenschwaden, die der Wind schnell vor sich hertrieb. Dann setzte der Niederschlag ein.

Die ersten fetten Tropfen prallten auf den Gehsteig, Sekunden später öffneten sich die tiefhängenden Wolken aus dem Westen mit peitschenden Regenböen. Oder wie es der Wetterbericht nach den morgendlichen Radionachrichten formuliert hatte: „Westliche Winde und gelegentliche heftige Schauer“. Ein Donnerschlag unterstrich dies wie ein Ausrufezeichen.

Laszlo, Malcsi, Annabel und ich waren zu einer kurzen Stippvisite nach Berlin gekommen, um uns die Stadt anzuschauen und uns zu amüsieren. Wir waren in einem kleinen Hotel in einer der Seitenstraßen des Kurfürstendamms abgestiegen – in einer dieser baumbestandenen Straßen, die noch etwas vom Vorkriegscharme hatten.

Das Frühstück wurde im Wintergarten des Hotels serviert; die großen Fenster öffneten sich zur Straße hin. Wir nippten an unserem Kaffee und wachten langsam auf. Ebenso langsam, ohne hektische Betriebsamkeit, füllten sich Straße, Gehsteig und Geschäfte.

Nach dem Frühstück beschlossen wir, uns die Schaufenster in den Nebenstraßen der Gegend anzuschauen – von diesem Spaziergang konnten wir uns dem dräuenden Regen gerade noch durch eine rasche Flucht in den Eingang des Kaufhauses des Westens entziehen.

Mein männlicher Reisebegleiter war Laszlo Nagy. Er war mein Nachbar und lebte in der Wohnung unter mir in einem alten Mietshaus in Basel. Laszlo musste fast siebzig Jahre alt sein. Seine tägliche Beschäftigung war ein Kunsthandel, in dem er antike Drucke und antiquarische Bücher verkaufte. Aus dem, was er mir im Laufe der Zeit erzählt hatte, hatte ich den Schluss gezogen, dass er in jüngeren Jahren wohl sein Geld mit Fälschungen verdient hatte. Dann hatte er seinen Namen geändert, war in die Schweiz gezogen und rechtschaffen geworden.

Laszlo war seit gut fünfundzwanzig Jahren nicht mehr in Berlin gewesen, Jahre, nachdem er während des Aufstandes aus Ungarn geflüchtet war und begonnen hatte, sich in der ehemaligen amerikanischen Besatzungszone Deutschlands eine Existenz aufzubauen.

Laszlos Persönlichkeit war eine Mischung aus Diskretion und lässiger Nonchalance, aus Würde und breiter Kultur. Im Laufe unserer Freundschaft war er sehr fürsorglich geworden. Ich nahm an, ich war für ihn der Sohn, den er niemals gehabt hatte. Er gab guten Rat, steckte aber niemals seine Nase in meine Arbeit, noch mischte er sich in meine Art und Weise, mein Leben zu arrangieren und

Dinge zu erledigen. Ich mochte seine Menschenkenntnis, seine Ausgeglichenheit und seine Lebensphilosophie. Er war zu einem teuren Freund und väterlichen Berater avanciert.

Bis vor einiger Zeit war ich davon überzeugt gewesen, dass er ein überzeugter Junggeselle war, bis plötzlich ein nette ältere Dame auftauchte, seine Freundin Amalia Nádasdy. Wie er kam sie ebenfalls aus Ungarn – war jetzt eine Schweizer Ex-Ungarin – und bei ihren Bekannten als „Malcsi" bekannt. Sie war eine sehr gute und erfahrene Kunstexpertin. Es war etwas Liebenswertes an ihr, das jeder Erklärung trotzte. So strahlte sie Zuneigung und Wohlwollen aus, und war in ihren Meinungen ebenso orthodox wie Laszlo – mit einem Hauch von Ketzerei.

Die vierte im Bunde war Annabel. Sie war seit gut zwei Jahren meine Freundin; inzwischen lebten wir harmonisch und fröhlich in Sünde zusammen. Sie war zehn Jahre jünger als ich und arbeitete in einer unteren Führungsposition für die Schweizer Handels- und Kreditbank in Basel. Bei der Arbeit war sie fleißig, effizient und zuverlässig, aber weniger eine Karrierefrau. Zu Hause war sie charmant, lässig, aufrichtig und – wie die meisten Schweizer – bar jeder Vorstellung, welche Schrecken die wirkliche Welt für die Menschen hält.

Sie war eine Taschenvenus und hatte gewisse andere Attribute, die ich nicht missen mochte und gut in meiner Hand lagen, und einen Schalk in den Augen, der selbst nach zwei Jahren jedesmal, wenn ich sie sah, kleine Schmetterlinge in meinem Bauch fliegen ließ – ein sehr angenehmes Gefühl.

Jüngst hatte auch ihre Bank Schmetterlinge in meinem Bauch fliegen lassen, allerdings eher unangenehme. Es war eine der größeren Banken des Landes. Ich hatte ihnen meine Ersparnisse der letzten Jahre anvertraut, und sie hatten versprochen, sie zu sichern und zu mehren:

„Wir verwirklichen Ihre Träume."

Im Jahr darauf lautete ihr Motto:

„Vertrauen Sie uns, wir werden es tun."

Sie taten es. Fünf Jahre später war der gleiche Betrag auf meinem Konto; die Bank ein Vermögen als Gebühren kassiert und zahlte immer steigende Dividenden an ihre Aktionäre und höhere Gehälter an ihre leitenden Angestellten. Das war nicht mein Traum gewesen, und ich traute ihnen nicht mehr. Was mich am meisten verärgert hatte, war die Tatsache, dass sie meine Aktien ohne mein

Wissen an Spekulanten ausgeliehen hatte. Als ich meinen jungen und hochnäsigen ‚persönlichen Berater' befragte, erzählte er mir, dass dies im Kleingedruckten ihrer Geschäftsbedingungen gedeckt war.

Das Großgedruckte gibt – das Kleingedruckte nimmt – wie die Bibel schon sagt.

Annabel entschuldigte sich und erklärte mir die lockende Werbung der Bank. Dann besprach sie die Angelegenheit mit einem ihrer Kollegen, der zuständig für die kleinen Fische war – Kunden mit weniger als einer Million Franken auf ihrem Konto. Es gab eine – mündliche – interne Anweisung: ‚Nimm sie aus! – Milk them!' Oder in anderen Worten: ‚Wenn jemand zur kurzfristigen Spekulation auf Aktien Geld borgen will, leihen Sie sie aus. Sagen Sie es nicht den Eigentümern. Verkaufen Sie ihnen stattdessen niedrig verzinste Anleihen und beteuern, es ist eine sichere und Zinsen produzierende Investition – auch wenn diese Leute sie nicht wollen.'

Er erzählte ihr auch Dinge, die man ihr auf der Wirtschaftshochschule nicht beigebracht hatte: „Geld hat weder Nationalität noch Moral. Die Weltpolitik spielt keine Rolle bei der Frage, wer Einlagenprivilegien bei Schweizer Banken erhält," fuhr er fort. „Die Politik wechselt wie die Regierungen, aber die Stärke unserer Banken liegt in der Geheimhaltung. Die Bankiers bilden unsere Aristokratie."

Ihr Kollege beendete seine Ausführungen mit der Feststellung: „Irgendjemand muss es tun – und irgendjemand wird es tun. Wenn wir es nicht sind, werden die Deutschen oder die Briten, die Amerikaner, die Chinesen oder die Israelis die Banker sein. Es ist besser, wenn wir es tun, denn wir besitzen eine angeborene moralische Überlegenheit in diesen Dingen."

Er gehörte zu der neuen Klasse von Bankstern, die keine Skrupel hatten, ihre Kunden zu betrügen.

Annabel war verärgert – nicht über die ‚angeborene moralische Überlegenheit'; die hielt sie für selbstverständlich. Sie war dazu erzogen worden, im Interesse des Kunden zu handeln. Nun änderte sich ihre Welt: Das Eigeninteresse der Bank stand an erster Stelle. Sie hatte es nicht gewusst; sie war jung und naiv; Intrigen und Ränkespiele gehörten noch nicht zu ihrem Leben.

Ich wusste es. Aber ich wusste auch, dass die Schweiz nur ein kleines Rädchen im weltweiten Räderwerk des Geldes war. Ich wechselte die Bank und transferierte mein kleines Vermögen zu ei-

ner kleineren Bank. Hoffentlich wird man mich dort weniger betrügen. Annabel blieb bei ihrer Bank – was sollte sie tun?

Mein Name ist Jack Boulder. Ich bin 36 Jahre alt, einen Meter fünfundachtzig groß, wiege achtzig Kilo, habe schwarze Haare auf der Brust und dunkelblonde auf dem Kopf. Ich habe einen kanadischen Pass, lebe in der Schweiz und arbeite als Berater – normalerweise für Auftraggeber, die klare Ergebnisse in heiklen und subtilen Angelegenheiten suchen.

Ich wurde in Chile geboren; aber als ich ein kleiner Junge war, lebte meine Familie zeitweise in Kanada. Meine Eltern kamen aus Europa; zu Hause sprachen wir englisch, französisch, deutsch und spanisch – teilweise wild durcheinander, es kam auf die Umstände an.

Ich wurde aufgeschlossen erzogen – und dazu angehalten, jeden Tag zu nutzen, wenn möglich. Täuschung und Aggressivität standen in unserer Familie nicht hoch im Kurs. ‚Pech gehabt' ist nicht meine Art, das Leben anzugehen.

Es gibt einige Dinge, die mir wirklich wichtig sind: Ich versuche, ehrlich und freundlich zu sein. Ich schätze meine Unabhängigkeit und Hartnäckigkeit, und das erwarte ich auch von anderen – aber ich bin auch sehr anfällig dafür, zu akzeptieren, was andere mir erzählen, blauäugig und oft enttäuscht; die Werte der Welt sind anders. Ich bin mir dessen bewusst, oft ungläubig, aber ich bin noch nicht im Alter der Resignation und des endgültigen Zynismus angekommen.

In meiner Zeit an der Universität und danach war ich ein junger Mann mit geringen Mitteln. Mein Jugendtraum war es, Privatbankier zu werden. Also studierte ich ‚Wirtschaftswissenschaften', bevor ich mich in den Beruf verirrte, der mich heute ernährt.

Viele Menschen glauben allen Ernstes, dass die ‚Wirtschaftswissenschaften' tatsächlich eine Wissenschaft sind und verweisen darauf, dass es sogar einen Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften gibt.

Ich habe einige Zeit gebraucht, um den Trug zu entdecken: Es gibt keinen Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften. Es gibt den Preis der schwedischen Zentralbank für Ökonomie zum Gedenken an Alfred Nobel, der von den Finanziers dieser Bank gestiftet und finanziert wurde. Wahrscheinlich haben sie mit der Idee eines Nobelpreises geliebäugelt – und sich selbst einen von der Nobel-Stiftung gekauft, in bar oder durch Bestechung.

Früher war ein Bankier ein angesehener Mann, ein Gentleman. Er war der Eigentümer oder Miteigentümer der Bank, kein Angestellter. Ich sah mich selbst in einem Büro mit antiken Möbeln sitzen und die altmodische Kleidung eines Bankiers tragen: eine schwarz-grau gestreifte Hose mit scharfer Bügelfalte, ein zweireihiges schwarzes Jackett und eine Weste mit goldener Uhr an einer Kette, einer Melone und einem schwarzen Regenschirm. Ich hörte meinen Mitarbeitern aufmerksam zu, wog ihre Meinungen, die Informationen, die sie gesammelt hatten, und ihre Ratschläge ab – ein unbeirrbarer Meister in der Kunst und Geduld des Zuhörens. Ich wollte nicht das schnelle Geld machen, sondern ein ehrliches, auf Jahrzehnte angelegtes Geschäft aufbauen – so wie es mein Großvater in einem anderen Bereich getan hatte.

Damals hielt ich es für selbstverständlich, dass Ehrlichkeit, Einfallsreichtum und der Einsatz für das Wohl der Menschheit auf dem Prinzip des Vergnügens beruhen können. Ich wusste nicht, dass es im Bankwesen nur um Betrug geht. Inzwischen glaube ich nicht mehr an schwarze Anzüge für die Arbeit. Ich glaube an einen ehrbaren, gemeinwohlorientierten Hedonismus, eine Art respektablen, intelligenten Egoismus – Egoismus mit angezogenen Bremsen. Diese letztere Auffassung von Hedonismus stammt aus meiner Kindheit.

Manchmal, wenn wir nicht für die Sommerferien nach Europa flogen, verbrachten wir sie an der Atlantikküste, meist auf Prince-Edward-Island – am St. Lorenz-Golf, südlich der riesigweiten Mündung des St.-Lorenz-Stromes in den Nordatlantik.

Hinter seinen kilometerlangen Stränden wellte sich das niedrige, leicht hüglige, grüne Land zum Horizont und wechselte vom satten Grün zum vorherbstlichen Gelb, während der Sommer vorüberzog. Kartoffelfelder und saftiges Weideland mit Herden schwarzweißer Holsteiner Kühe bedeckten weite Teile der Insel – ohne einen besonderen Reiz für mich zu besitzen.

Die Erdbeerfelder fand ich hingegen sehr anziehend.

Obwohl wir viel Zeit zuhause mit Spielen oder Lesen vor dem Kamin verbrachten, wenn die Tage wie so oft neblig und regnerisch waren, blieb in meiner Erinnerung der Himmel von Prince-Edward-Island für mich immer blau und voll Sonnenschein.

Am liebsten war ich am Meer. Mit Freunden oder allein verbrachte ich die Tage an den endlosen Stränden, Muscheleimer in der einen,

Muschelschaufel in der anderen Hand. Unser Sport war das Muschelsuchen. Im klaren Wasser entlang des Meeresrandes wimmelte es von Venusmuscheln. Bei Flut waren sie vom Wasser bedeckt und für uns unsichtbar, aber wenn wir bei Ebbe am Strand entlangliefen, konnten wir die Löcher entdecken, in denen sich die Muscheln in den Sand oder Schlamm eingegraben hatten und durch die sie sich ernährten, solange sie vom Wasser bedeckt waren.

Wenn wir den Sand um die Löcher herum mit unseren nackten Füßen zusammendrückten, spritzten sie Wasser aus ihrem Loch – und verrieten uns, wo wir nach ihnen graben mussten.

So zogen wir die Strände entlang, sammelten sie eimervoll und aßen sie am liebsten von meiner Mutter zubereitet als New England Clam Chowder, einer angedickten, weißlichen Suppe mit gehackten Muscheln, gebratenem durchwachsenem Speck, Kartoffeln, Zwiebeln, Sellerie – und einer Mischung aus nicht entrahmter Milch und Sahne. Ich mochte keine Milch, aber umgewandelt zu Clam Chowder mit meinen eigenen Muscheln störte sie mich nicht.

Austernbänke besaßen ebenfalls eine unwiderstehliche Anziehungskraft, in erster Linie, weil Austern Perlen enthalten konnten. Schatzsuche übt eine eigentümliche, den meistens Erwachsenen unverständliche Faszination auf kleine Jungen aus. Leider lagen sie gewöhnlich außer Reichweite, meistens tiefer im Wasser der kleineren Bachmündungen und Buchten, aber gelegentlich konnten wir Austern bei Niedrigwasser am Strand oder im Schlick auflesen oder sogar zu einer der Bänke waten, die dann nur einen halben Meter tief unter der Wasseroberfläche verschwand.

Die Farbe der Austern schwankte zwischen braun, grau, grün und weiß, und ich konnte mich nicht entscheiden, welche am ehesten auf Perlen hinwies.

Allerdings fand ich nie eine Auster mit einer makellosen Perle, sondern nur Krüppel.

Auf der Suche nach Perlen brachte ich mir bei, wie man Austern öffnet. Dies war eine recht schwierige Aufgabe, aber ich entwickelte rasch eine gewisse Gewandtheit. Mein Großvater aus der Schweiz hatte mir ein rotes Schweizer Taschenmesser geschenkt. Die stabile Klinge des Dosenöffners genügte mir als Werkzeug, Austern am Scharnier zwischen den beiden Schalenhälften aufzubrechen.

Dabei fand ich auch heraus, dass man mit einem solchen Dosenöffner große, stark blutende Wunden im Daumenballen hervorrufen

kann. Da ich trotzdem nicht von meinen Schatzsuchen abgehalten werden konnte, schenkte mir meine Mutter einen Handschuh und ein Austernmesser.

Lange Zeit rührte ich Austern nur an, um sie aufzubrechen, nicht um sie zu essen. Ich fand sie widerlich, unappetitlich. Knaben – und wie ich später feststellte, der Rest der Bevölkerung – mögen den Geschmack und die Konsistenz von Austern nicht auf den ersten Anhieb. Die erste Auster kostet immer Überwindung. Aber nach einem Dutzend hatte ich mich daran gewöhnt – mehr noch, ich hatte sie gerne.

Bei unseren tagelangen Streifzügen am Meer wurde uns die Zeit nie lang. Wir wussten, wo wir Muscheln, Krabben und Krebse zum Essen finden würden, und hatten den gewaltigen Strandsupermarkt für uns allein mit allem, was angespült wurde, und mit den Geschichten, die wir um das Strandgut herumsponnen: Kisten, Balken, Muschelschalen, abgeschliffene Steine und bunte Flaschenscherben, gelegentlich sogar angeschwemmte Rettungsringe.

Ich glaube, man kann es sich nicht erlauben, seine Kindheit über Bord zu werfen, aber – so wie die Zeit vergeht und je älter man wird – könnte das verschwenderische Ess- und Trinkmuseum mit seinem überreichen Angebot an Lebensmitteln aus aller Welt, in das wir gerade hereingekommen waren, den Strandsupermarkt der Kindheit ersetzen.

Doch Erwachsensein ist gelegentlich nur eine Verkleidung. Die Strände der kanadischen Küstenprovinzen mit ihren Überraschungen waren mir immer noch erstrebenswert; ich liebte es, kilometerweit barfuß zu laufen, aber mit dem Alter tun sich andere, neue und kostspieligere Begierden auf.

Venusmuscheln konnte ich in Berlin nicht finden, aber Miesmuscheln standen zum Verkauf – und Variationen von Austern, aus verschiedenen Ländern, ohne weiteres verfügbar und verführerisch angeboten. Zudem stand meine Mutter nicht am Eingang und wies mich darauf hin, draußen vor der Türe den Sand aus meinen Schuhen zu schütteln.

Die Austerntheke bestand aus Kunststein und beschrieb sichelförmig ein sanftes S. Sie lag in der Peripherie der vielen ineinander übergehenden Räume der Lebensmittelabteilung, am Beginn eines Korridors voller Fischspezialitäten – Fische lebend und auf Eis, Fische verarbeitet und fertig gekocht, auf hungrige Kunden wartend.

Dazwischen stand das Beiwerk zum Genuss, vor allem passende Weine, weiß, rosé und Champagner.

Wir fanden drei Hocker an der Theke und bestellten zwei Dutzend französische *Fines de Claires*, herb und salzig, dazu eine Flasche Weißwein, *Sancerre* von der Loire. Annabel hielt sich zurück. Sie wollte die Austern bei mir probieren – die Austern, nicht den Wein. Den trank sie aus ihrem eigenen Glas.

Ich führte sie in die Geheimnisse der Auster ein:

„Austern müssen leben, sie dürfen nicht tot sein – ein Tropfen Zitronensaft oder Essig, oder ein leichter Stich mit der Gabel: wenn sie darauf ansprechen, leben sie."

Annabel sah mich mit großen ungläubigen Augen an.

Darauf ritt mich der Teufel:

„Du fühlst, wie der Körper der Auster noch pulsiert, wenn Du sie aufsaugst und sie durch Deine Lippen gleitet. Dann schluckst Du sie langsam und folgst ihr im Geist, wie sie allmählich die Speiseröhre hinunterrutscht. Du fühlst, wie sie sich zusammenzieht und wieder ausdehnt."

„Mir wird übel."

Die Ungläubigkeit und der Widerwille in ihren Augen wandelten sich in Abscheu.

„Du bist verrückt. Weswegen soll ich etwas derartiges essen?"

Ich erklärte es ihr: „Deine natürlichen Abwehrkräfte werden gestärkt. Deine Laune verbessert sich. Frauen in den Wechseljahren fühlen sich besser. Die Auster glättet und verjüngt die Haut. Die Liebeskraft wird durch Austernessen aufgebaut."

Sie sah mich skeptisch an. Sie knabberte an ihrer Unterlippe.

Dann sagte sie: „Her damit, bevor ich in die Wechseljahre komme."

Sie zog die Nase kraus, als sie die erste Auster schluckte. Man sah ihr an, dass allein der Gedanke sie ekelte. Aber sie hielt durch.

Nach der dritten Auster meinte sie: „Schmeckt nach Meer."

So schnell können sich Lebenseinstellungen ändern. Sie war korrumpiert. Ich wusste, jetzt hatte sie die Schwelle überschritten und war aus dem Lager der Austernfeinde in das der Austernfreunde übergewechselt: „Austern? Immer!"

Laszlo saß still daneben und freute sich am Spiel der Kinder. Er hatte seine Austern mit sichtlichem Genuss geschlürft. Ich hatte ihm aus den Augenwinkeln dabei zugesehen.

„Isst Du Austern wirklich so gerne, wie es den Anschein hat?"

Er nickte. „Jeder wahre Freund der schönen Künste ist auch ein Freund der Gaumengenüsse.“ Diese Antwort ließ mich stutzen.

Ich fixierte ihn.

„Die Antwort hattest Du vorbereitet, bevor ich die Frage gestellt hatte.“

Er freute sich, dass er sein Bonmot hatte anbringen können, und über meine Reaktion.

„Ich wusste, dass die Frage kommt. Ich kenne Dich jetzt lange genug.“

Das war typisch für ihn: Erst forderte er mich freundlich heraus, dann machte er sich über mich lustig – aber etwas anderes erregte mein Interesse.

„Du scheinst Austern zu schätzen. Und dabei bist Du doch in einem armen Land ohne Zugang zum Meer aufgewachsen.“

Er schmunzelte.

Ich schaltete schnell: „Natürlich! Ich sollte daran gedacht haben! Ungarn hatte zu Deiner Jugendzeit einen Admiral als Staatspräsidenten …“

Jetzt gluckste Laszlo leise. Er liebte derartige Geplänkel, keine Hänseleien, sondern Schlagfertigkeit, als Schabernack, niemals beleidigend oder verletzend.

„Ich glaube nicht, dass Horthy, dieser Operettenadmiral ohne Flotte, die ungarische Bevölkerung oder mich im Alter von fünf oder acht Jahren zum Austernessen verführt hat. Er hatte andere Dinge im Kopf. Austernessen habe ich mir fast zwanzig Jahre später in Paris angewöhnt.“

„Als Tourist in Frankreich?“

„Nein, mein Lieber, ich habe einige Zeit in Paris gelebt und gewirkt. Ich hatte keinen Laden, ich kaufte und verkaufte gedruckte Kunst jeglicher Art auf Auktionen oder anderswo.“

Ich hätte wirklich gerne gewusst, welche Art von ‘gedruckter Kunst‘ er meinte und wo das ‚Anderswo‘ war, aber dies war weder die Zeit noch der Ort, um in Einzelheiten zu gehen.

„Neue Horizonte tun sich mir auf. Ich dachte, Du seist von Ungarn nach Deutschland gekommen und Jahre später – als neuer Mensch mit neuer ungarischer Identität – in die Schweiz ausgewandert – und Dein Nationalgericht sei Gulasch.“

„Falsch. Zwischendurch habe ich einige Zeit in Frankreich verbracht. Ich wurde sogar französischer Staatsbürger und sang mit großer Rührung und Tränen in den Augen dieses blutrünstige Lied: ‚Zu den Waffen, Bürger! Bildet eure Bataillone! Lasst uns mar-

schieren! Möge das unreine Blut unsere Felder tränken!‘ Die Marseillaise hat eine schöne Melodie, aber der Text hat nicht mit der Zeit und dem demokratischen Denken Schritt gehalten. Übrigens haben die Franzosen ihre Nationalhymne einem Deutschen gewidmet – Graf Luckner.

Trotzdem war ich gerne Franzose – früher, während meiner Zeit in Deutschland, habe ich nie einen deutschen Pass beantragt."

Malcsi lächelte nur. Sie war nicht überrascht.

Ich kannte Laszlo schon einige einige Jahre, aber anscheinend hatte sein Leben mehr Facetten, als ich es mir je vorgestellt hatte.

In diesem Moment wurden wir unterbrochen; mein Handy klingelte. Ich hätte es nicht mitnehmen sollen. Aber man denkt immer, man könnte etwas im Leben versäumen.

Dr. Engel vom Auswärtigen Amt war am Apparat. Er fragte, ob wir uns in den nächsten Tagen in Berlin treffen könnten.

Ich sagte, zufällig sei ich in Berlin.

„Das trifft sich ja günstig,“ meinte er. „Wir benötigen Ihre Mithilfe. Ich habe ein Anliegen, das ich am Telefon nicht besprechen kann. Vielleicht könnten wir uns an einem ruhigen Ort treffen.“

Dr. Engel war mein Ansprechpartner im Auswärtigen Amt. Ich war einer ihrer freien Mitarbeiter. Wenn sie einen Dienst von mir wünschten, den sie nicht selbst erledigen wollten oder konnten, wandten sie sich an mich. Zu diesen Spezialaufträgen gehörten zum Beispiel Verhandlungen um die Freilassung deutscher Touristen, die irgendwo als Geisel genommen worden waren, wenn das Außenministerium nicht offiziell auftreten wollte. Vor einigen Jahren hatte mich jemand empfohlen, und ich war erfolgreich gewesen, und seither kamen sie immer wieder einmal auf mich zurück.

Viele Leute, die im Ausland entführt werden, werden insgeheim vom Auswärtigen Amt ausgelöst. Nur wenige Fälle erreichen die Presse. Wann immer möglich, werden sie unterdrückt.

Wir verabredeten uns für den frühen Nachmittag.

Eistee nach diplomatischer Art

The youth of the present day are quite monstrous.
They have absolutely no respect for dyed hair.

Die Jugend von heute ist fürchterlich.
Sie hat absolut keinen Respekt vor gefärbtem Haar.

Oscar Wilde. The Picture of Dorian Gray. 1890.

Als wir das Kaufhaus verließen, hatte sich das Gewitter verzogen und die Stadt war in strahlenden Nachmittagssonnenschein getaucht. Der Himmel war blau und fast völlig klar, als ob nichts geschehen wäre. Nur die Pfützen auf den Gehwegen und Straßen erinnerten uns an den Regenguss vor einer Stunde.

Annabel schlug vor, zum Auswärtigen Amt zu laufen, aber Laszlo wies darauf hin, dass die Strecke selbst für einen gemütlichen Spaziergang zu weit sei. Also nahmen wir den Bus zum Brandenburger Tor und gingen zu Fuß weiter. Für mich war der breite, offene Boulevard Unter den Linden der Inbegriff der Unansehnlichkeit Berlins, eine leblose, breite Häuserschlucht aus trübsinnigem, grauem und braunem Stein, ehemals verfallen, jetzt erneuert, kastrierten diktatorischen Terror ausstrahlend, apathisch auf die vorbeigehenden Menschen starrend.

Ich fühlte von ihnen weiterhin eine Ausstrahlung drohenden Unheils ausgehen, die mir körperlich zusetzte. Plötzlich gab Laszlo zu, mit mir zu fühlen, und beschrieb ähnliche Empfindungen.

„Es gibt idyllische Gegenden in Berlin, nur wenige Straßenzüge entfernt, aber die Häuser hier und in der Friedrichstraße sind ab-

weisend, abstoßend und ungepflegt – ohne architektonische Anziehungskraft, ohne Grün, das die fehlende Freundlichkeit verdecken könnte. Das letzte Mal, als ich diese Straße entlanglief, waren die Hausfronten von Granatsplitternarben bedeckt. Heute sieht man, dass ein gewisser Wohlstand wiedergekehrt ist. Die Löcher sind geflickt, die Fassaden neu, aus flachem und gesichtslosem Glas, aber man kann nicht hindurchsehen. Man sieht nicht, was dahinter ist.

Für mich hat es immer noch die Aura der Schattengrenze zwischen den beiden Berlins, Ost und West, und den beiden Deutschlands, dem Naziterror und der geistigen Aufgeschlossenheit anderer Teile der Stadt. Es ist nur übermalt, wie ein Großteil des deutschen Geistes."

„Ich weiß nicht, wie es um die deutsche Seele bestellt ist," wandte Malcsi ein, „aber ich weiß um die rasante Veränderung dessen, was ein unveränderlicher Fortschritt – oder Stillstand – der Geschichte zu sein schien. Manchmal glaube ich, wir träumen einen seltsamen Traum. Für dich und mich war das ungarische Leben ein Kampf, selbst das Leben danach in der Schweiz war für mich ein Kampf, das Überleben war hart.

Ich habe das Gefühl, dass das Leben für die jüngere Generation heute himmlisch ist, auch wenn sie es nicht zu merken scheint."

Laszlo ließ seine Augen über die Menschen auf der Straße gleiten. „Sie sind besser gekleidet als im Ostberlin der späten 1970er Jahre – aber polnische Frauen haben sich schon damals besser angezogen.

Allerdings hält ein Teil der heutigen jüngeren Generation offensichtlich nicht viel auf ihr Erscheinungsbild noch auf gewinnende Kleidung, weder die Frauen, was ich erschreckend finde, noch die Männer: fast kahlgeschorene Köpfe, Ringe in den Ohren oder sogar in der Nase, schäbige Jacken, abgenutzt und zerknittert, in schmuddeligen Farben, mit zerrissenen Schuhen – pseudo-proletarische Spießerkleidung.

Sie sehen weder adrett noch sauber aus, geschweige denn elegant – freudlose Gesichter, geschlechtslose Figuren. Sie haben keinen Sinn für Ästhetik.

Kleidung spiegelt auch deine Schätzung – oder Geringschätzung – der Leute um dich wider. Sogar die jugendlichen Aufsteiger, die Masters of Business Administration, tragen ungeschickt gestylte und geschnittene Anzüge. Sie sehen nicht sehr zuverlässig aus; ich würde ihnen nicht trauen."

Annabel stimmte ihm nicht zu.

„Warum? Das ist die Mode, absolut lässig, locker. Wilde Zeiten! Hier ist etwas los! Hier ist das Leben. Und Berlin ist kosmopolitisch."

Sie war glücklich in Berlin, sie liebte die Boulevards und die kleinen Nebenstraßen, die Parks, Museen, Theater, die Cafés, das Sprachengewirr und die grobe Direktheit der Originalberliner – unhöflich und gleichzeitig freundlich.

„Lässig und wilde Zeiten?" Laszlo war nicht überzeugt.

„Gottlob für die jüngere Generation sind es andere wilde Zeiten, und es ist ein anderes Leben als vor fünfzig oder sechzig Jahren. Sie wissen nur nicht, wie glücklich sie sind, und arbeiten nicht am Erhalt ihres Glücks."

Schweigend gingen wir weiter.

„Es ist nicht meine Generation, und es sind nicht meine wilden Zeiten," nahm er den Faden wieder auf, diesmal in einem begütigenden Tonfall.

Er wandte sich an Annabel.

„Du schätzt mich. Darum bist Du hübsch angezogen."

Gut den Kopf aus der Schlinge gezogen, dachte ich.

Annabel reagierte mit einem Lächeln und hauchte ihm einen Kuss zu. Die Spannung, die sich plötzlich zwischen uns aufgebaut hatte, verflog wieder.

Laszlo hatte sich ausstaffiert wie ein ungarischer Landgraf auf Besuch in der Kreisstadt, aber er sah gepflegt und ordentlich aus, die Tweedjacke stand ihm, obwohl mich die braun gestreifte Krawatte störte. Ich hielt mich jedoch zurück und gab keinen kritischen Kommentar dazu ab. Und er hatte recht; verglichen mit der Mehrheit der Jugendlichen und einem Teil der Älteren auf der Straße war er zu gediegen gekleidet.

Es war klar, dass wir nicht aus Berlin, sondern aus dem Ausland kamen.Wir passten nicht zur einheimischen Bevölkerung – obwohl das Gros der ‚einheimischen' Bevölkerung in dieser Gegend frisch aus dem Westen Deutschlands zugewandert war.

„Kleider machen doch Leute, in jeder Hinsicht," schloss Laszlo das Thema ab.

Als wir nach links in Richtung des Auswärtigen Amtes abbogen, fühlte ich mich besser.

Wir hatten mit Dr. Engel vereinbart, ihn im Coffeeshop des Auswärtigen Amtes zu treffen, einer Art Espressobar in der Ecke der Eingangshalle, modern und karg, fast minimalistisch, eingerichtet, mit lehnenlosen Hockern und Bänken im Café selbst und einer

Handvoll Tischen außerhalb des Cafés an der Glasfront der großen, überdachten Halle des Atriums – komfortabler, aber nicht zum längeren Verweilen geeignet.

Einige Tische waren besetzt; seriöse Herren in Jackett und mit Krawatte unterhielten sich gedämpft mit Besuchern, von denen sie entweder nicht wollten, dass sie durch ihre Büros vagabundierten, oder weil sie zu träge oder zurückhaltend waren, sie durch die Sicherheitskontrollen ins Innere des Amtes zu schleusen.

Annabel bestellte ein Glas Eistee; sie enthielt eine rötliche, merkwürdig schmeckende Flüssigkeit.

„Als ich jung war," kommentierte sie, „hatte Eistee einen anderen Geschmack."

„Du bis jetzt in Ostberlin," klärte ich sie auf. „Hier zahlen die Westdeutschen den Ostdeutschen oder denen, die sie zu Ostdeutsche stempeln, geringere Gehälter – auch im Auswärtigen Amt –, und die Geschmäcker sind ebenfalls verschieden."

Laszlo wollte nichts trinken, fand aber die Eingangshalle selbst faszinierend, einen glasumschlossenen Lichthof, gedacht als öffentlich zugängliches Besucherzentrum.

Er schaute interessiert zu den Leuten hinüber, die vorbeigekommen waren, um sich eine Ausstellung in der Mitte der Halle anzuschauen: Gemälde aus Brasilien. Sie hingen an transportablen Schauwänden für Wechselausstellungen.

„Das ist ein maßgeschneiderter Ort, um Kunstwerke zu zeigen," meinte er schwärmerisch, „nicht zu groß, einladend, mit offenem Zugang. Viele Leute mit Schwellenangst, die niemals zu einer Ausstellung gehen würden, kommen hier herein, denn sie können von außen sehen, womit sie konfrontiert werden."

Gerade als Laszlo zur Ausstellung hinüberschlendern wollte, tauchte Dr. Engel aus dem Inneren des Gebäudes durch eine Lücke zwischen den Aufstellwänden auf. Er hatte das bleiche Gesicht eines Berliners im Winter; die Ringe unter seinen Augen waren tiefer und dunkler als bei unserer letzten Begegnung.

Er begrüßte meine Begleiter mit ein paar diplomatisch wohlwollenden Sätzen und wandte sich dann an mich.

„Wir sollten draußen ein paar Schritte spazierengehen. Vielleicht wollen Ihre Bekannten eine Tasse Kaffee trinken?"

Sie verstanden den Wink und setzten sich an einen der Tische. Derweil nahm mich Dr. Engel am Arm und lenkte mich an der Eingangskontrolle vorbei zum Ausgang. Er war wie immer unter

Stress und wollte seine Aufgabe hinter sich bringen – ein untersetzter Mann in den Fünfzigern in einem modischen Straßenanzug, ein Mann in Eile.

Dr. Engel war einer der Beamten im Auswärtigen Amt, der in einer eigenen, von Vorschriften geprägten, wunderlichen Welt lebte, wo er bürokratische Feinheiten in eine der schönen Künste wandelte, wenn es ihm vorteilhaft erschien, und es umging, selbst Entscheidungen zu treffen – obwohl er gerne mit seiner beschränkten Macht spielte. Wahrscheinlich ließ er auch gerne die Orden und Ehrenzeichen klimpern, die sich die Mandarine gegenseitig verliehen.

„An sich will nicht ich etwas von Ihnen, sondern Dr. Schall. Er wollte jedoch nicht direkt mit Ihnen Kontakt aufnehmen und hat deswegen mich gebeten, sie anzurufen."

So, dachte ich, sie benutzen Dich wieder einmal als Laufburschen, aber ich schwieg und verzog mein Gesicht nicht. Es war ihm anzusehen, dass er es nicht schätzte, den Boten zu spielen. Es entsprach nicht seinem Selbstverständnis.

Dr. Schall hatte ich vor einiger Zeit kennengelernt; sein tatsächlicher Name war Rauch. Warum er sich auf Wortspiele einließ, hatte er mir nie erklärt. Rauch-Schall arbeitete für einen der kleineren deutschen Geheimdienste, die BFI oder Bundesfinanzinspektion.

Wer immer diese Bezeichnung hörte, musste denken, sie sei ein Teil des Finanzministeriums – was sie war –, vielleicht eine Kontrollbehörde – was sie nicht war. Kaum jemand wusste, was ihre Mitarbeiter wirklich taten. Sogar ich tappte immer noch im Dunkeln, welche Aufgaben genau ihr anvertraut waren, obwohl ich für Schall unterwegs gewesen war.

Ohne mein Zutun oder Wissen hatte mich das Außenministerium während einer ihrer Aufträge vor etwa zwei Jahren an Schall weitergeleitet oder, besser gesagt, verkuppelt – offensichtlich auf seinen Wunsch. So wachte ich eines Morgens als ehrenamtliches Mitglied der Gemeinschaft der Schlapphüte auf, als Spion wider Willen.

Ich leistete gute Arbeit für Schall, aber ich hatte rasch eine Lektion gelernt: Gehe Geheimdiensten aus dem Weg. Einmal in ihren Fängen ist es fast unmöglich, wieder von ihnen losgelassen zu werden.

Gewöhnlich spielte Schall mit verdeckten Karten; er ließ niemals ein Wort über die Aufgaben und Pflichten seines Dienstes fallen.

Es schien jedoch eine kleine und sehr gut funktionierende Behörde zu sein – und sie schienen nicht zu denen zu gehören, die Regierungspolitikern Brocken vorwerfen, um zu beweisen, wie wichtig und leistungsfähig sie seien.

Persönlich hatte ich immer noch *carte blanche* und eine gewisse Narrenfreiheit bei ihm. Einmal hatte ich ihn gefragt:

„Sie inspizieren anderer Leute Finanzen?“

Seine trockene Antwort lautete:

„So kann man es auch nennen.“

Ich hätte ihn gerne gefragt, warum er für einen Nachrichtendienst arbeitete – wegen seiner Prinzipien, Überzeugung oder seine Mentalität? Gewöhnlich verändern die Zeit, das Auf und Ab des Lebens und der Rang in der Hierarchie einen vorher aufrechten Charakter unwiderruflich. Aber Schall schien anders und nicht korrumpiert durch Macht – standhaft und unveränderlich.

Ich hielt ihn für den Chef der BFI, oder – wenn er nicht ihr Chef war – hielt er doch ein recht unabhängige Stellung, die es ihm erlaubte, selbst Ad-hoc-Entscheidungen zu treffen. Früher hatten er und seine Dienststelle in Bonn residiert, jetzt saß das Amt vor den Toren Berlins in einer übergroßen Villa, die bis zu ihrem Abzug der sowjetischen Besatzungsmacht als Offiziersklub und -wohnheim gedient hatte. Es ging unauffällig in der Menge der kleinen, ausgelagerten Regierungsstellen in der Umgebung Berlins und Potsdams unter.

Dr. Engel rief mich aus meinen Träumen zurück. Ich hatte für eine Weile in meinen Gedanken verloren geschwiegen und ihm nicht geantwortet. Er musste zum Schluss gekommen sein, dass ich Schall nicht treffen wollte. Mit einem angedeuteten Lächeln versuchte er, meinen nicht bestehenden Widerstand zu besänftigen.

„Ich weiß, wir stehen in Ihrer Schuld, Her Boulder – ja, wir stehen in Ihrer Schuld. Aber vielleicht könnten Sie es sich doch überlegen und Herrn Dr. Schall treffen.“

Ich nickte meine Zustimmung.

Zweifelsohne standen sie in meiner Schuld, aber ich fragte mich, was und in wie weit Engel eingeweiht war. Schall hatte ihm sicherlich nichts erzählt. Also versuchte Engel, mich auszuhorchen. Ich pflichtete seiner Bemerkung bei, ohne dazu Stellung zu nehmen.

In Wirklichkeit freute ich mich, Schall wiederzutreffen.

Ich bat Laszlo und Annabel um Nachsicht und Verzeihung. Sie kehrten in unser Hotel zurück. Es schien ihnen recht zu sein; sie wollten sowieso Mittagsschlaf halten.

Künstliche Zutaten

Soon we will be sliding down the razor blade of life.

Bald werden wir die Rasierklinge des Lebens hinunterrutschen.

Tom Lehrer. Bright College Days. 1959.

Ich traf Schall eine Stunde später in einem Restaurant in den Hackeschen Höfen, einem restaurierten, populären, verwinkelten Altbauquartier mit Geschäften, Restaurants, Kinos und Wohnungen mit acht Hinterhöfen. Sie waren das Paradebeispiel eines städtischen Jugendstilbaues, zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ein wenig außerhalb des alten Berliner Stadtzentrums entstanden.

Am Eingang des Restaurants bildeten zwei burgunderfarbene Vorhänge, die bis zum Boden reichten, einen kleinen Vorraum, der Kälte, Wind und Regen abhielt. Das Restaurant bestand aus einem langgestreckten Raum; die Bar zog sich an der linken Seite entlang. Mitten am Nachmittag war es fast leer. Schall hatte einen einsamen Ecktisch neben einem kleinen Podium gewählt, auf dem sich, unbegreiflicherweise, ein rotgeblümtes Sofa hinter einem gestreckten, gusseisernen Bistrotisch prangte. Er erhob sich, als er mich hereinkommen sah. Seine Hand war fest, seine Händedruck kräftig, aber angenehm weich.

Er unterbrach einen Kellner, der Tische für die erwarteten Abendgäste deckte, bestellte zwei Gläser Rotwein und ein paar Nüsse und bot mir einen Platz an der Wand an. Stimmen trieben vom Eingang, als jemand die Tür öffnete. Schall blickte nervös hinüber, aber nie-

mand betrat das Restaurant. Er setzte sich mit dem Rücken zur Tür und den wenigen übrigen Besuchern. Ich schätzte ihn fünfzehn, vielleicht sogar zwanzig Jahre älter als mich; er war dunkelhaarig mit ergrauten Schläfen, schlank, gelenkig und energiegeladen.

„Es freut mich, Sie wiederzusehen."

Er lächelte freundlich, und seine Augen zeigten, dass er seine Bemerkung ernst meinte. Er schien mich zu mögen.

„Was macht der Nachwuchs?“ fragte ich.

Schall war zufrieden: „Er wächst und gedeiht. Er ist jetzt fast drei Jahre alt. Ich kann nur wiederholen: Stellen Sie auch einen Knaben her. Ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen bereits gesagt habe: Zeugt auch einen Jungen – es würde Euch gut tun. Mein Kleiner ist ein Sonnenstrahl in meinem Leben.“

Gelegentlich war mir das durch den Kopf gegangen, aber die tägliche Routine hatte es verdrängt – andere Dinge hatten Vorrang. Ich werde es Annabel vorschlagen, dachte ich. Vielleicht gefällt ihr die Idee.

Aber Schall war nicht darauf bedacht, unverbindliche Konversation zu machen. Dass seine Gedanken aber nicht bei seinem späten Sprössling waren, konnte ich klar erkennen; sie waren mit einem anderen Thema beschäftigt.

Ohne weitere Einleitung sagte er: „Wir haben zwei Leichen aus Kairo erhalten, ausgestopft mit Dollarziegeln.“

Ich zuckte leicht zusammen. Der Übergang von einem Thema zum anderen war recht unelegant; der Inhalt des Gesprächs änderte sich für meinen Geschmack zu schnell – seine Feststellung passte wenig in die friedvolle Geruhsamkeit dieses Nachmittags. Glücklicherweise hatte ich gelernt, mich mit grotesken Situationen auseinanderzusetzen. Jahrelange Berührung mit jederlei Art von Menschen, viele unter ihnen unzusammenhängend in dem, was sie sagten, hatte es mir beigebracht.

Ich warf ihm einen fragenden Blick zu, weil ich den Zusammenhang nicht nachvollziehen konnte. Waren die Toten an ihn adressiert, hing an ihrem großen Zeh ein Zettel, auf dem seine Adresse stand? Was hatte er mit diesen Leichen zu tun und was war mit dem Geld? Vor meinem inneren Auge sah ich zwei aufgeschnittene Leichen, aus deren aufgeschnittenem Unterleib Dollars quollen.

Ich leerte mein Glas. Schall machte keinen Spaß, das war deutlich, er war vollkommen ernst.

Ich stutzte und fragte nach: „Was für eine seltsame Lieferung. Ziegel?“

„Ja.“

„Bausteine kenne ich, Dollarziegel sind etwas Neues für mich.“

„Ein Ziegel bestand aus zwanzig mal hundert eingeschweißten 100-Dollar-Noten, also 200.000 Dollar. Das Gewicht beträgt etwas weniger als zwei Kilo. Insgesamt enthielt der Transport eine Million Dollar in bar, sorgfältig vakuumverpackt und nicht durch Körperflüssigkeiten aufgeweicht.“

„Interessant – wieder etwas dazu gelernt. Und was meinen Sie mit: ‚Wir haben erhalten‘?"

„Beide kamen zusammen auf einer deutschen Linienmaschine aus Kairo, die eine Leiche aus Hurghada, die andere aus Scharm El-Scheich, jedenfalls waren die beiden älteren Herren dort ein paar Tage zuvor verstorben. Das Flugzeug – German Airlines – fliegt gegen Mitternacht Ortszeit aus Dubai ab, macht drei Stunden später eine Zwischenlandung in Kairo und kommt am Morgen in Frankfurt an. Es ist der Nachtflug, der alle deutschen Leichen aus Ägypten aufliest.“

Ich blickte ihn fragend an, konnte aber nichts aus seinem Gesicht herauslesen. „Von den zuständigen Behörden wird es als Teil des organisierten Terrorismus behandelt,“ sagte er. „Ihre Folgerung ist einfach und klar: Terroristen haben keine Bankkonten. Sie brauchen Bargeld. Sie haben versucht, das Geld für einen großen Coup einzuschmuggeln.“

Er starrte auf die Tischoberfläche, als könnten seine Augen eine Antwort auf seine – und meine – ungestellten Fragen heraussaugen. Er schien mit sich selbst zu sprechen und setzte seinen Gedankengang fort.

„Wir sind nicht zuständig. Terrorismus – ich bitte Sie. Jemand will uns glauben machen, dass es eine terroristische Verbindung gibt. Es könnte eine Botschaft sein. Ich frage mich, eine Botschaft an wen? Aber der *modus operandi* ist zu kompliziert, zu raffiniert.“

„Was glauben Sie?“

„Dass es ihnen nicht in erster Linie darum ging, Geld nach Deutschland zu schmuggeln. Es gibt einfachere Wege.“

Er fuhr mit einer Fingerspitze über den Rand seines Weinglases.

„Zum Beispiel eine Banküberweisung,“ schlug ich vor. Er zeigte kein Interesse an meinem Vorschlag. „Jetzt mal im Ernst,“ überlegte ich laut. „Vielleicht nutzt jemand die Terroristenhysterie für seine Zwecke. Vielleicht ist es nicht so verrückt, wie Sie es sehen. Denken Sie nicht kompliziert, denken Sie einfach. Betrachten Sie es als eine kunstlose Botschaft, als fades geistiges Futter für naive

Menschen mit einfältigen Gehirnen, um sie auf eine andere Fährte zu locken. Wer würde einen Vorteil daraus ziehen, auf der ‚Kampf-den-Terroristen'-Welle zu reiten?"

Er sah auf, lächelte, kippte seinen Stuhl leicht nach hinten und begann hin und her zu schaukeln.

„Das könnte eine Erklärung sein."

Als ich ein Kind war, war mir das verboten worden.

Er muss es in meinem Blick gesehen haben. Er hielt inne.

„Ich weiß, ein Stuhl ist kein Schaukelpferd. Und ich könnte mir das Genick brechen, wenn die Hinterbeine zusammenbrechen. Ich könnte mir ohnehin das Genick brechen."

Er raufte seine Haare mit beiden Händen, den Kopf nach vorne, die Augen wieder auf den Tisch gerichtet.

„Kommen wir auf die Fakten zurück – die ägyptische Komponente: Hundertausende von deutschen Touristen verbringen jedes Jahr ihren Urlaub in Ägypten, meist Billigtouristen am Roten Meer. Fast jeden Tag wird die Leiche eines deutschen Touristen aus Ägypten ausgeflogen; aus den großen Touristenzentren wie Hurghada oder Scharm El-Scheich, aber auch aus Luxor oder Assuan am unteren Nil, gelegentlich direkt aus Kairo. Unfälle sind an der Tagesordnung; zudem sind viele der Touristen alt und krank, wollen dem Regen und der Kälte in Deutschland entgehen – und sterben in der Hitze Ägyptens.

Alle anfallenden Leichen aus Ägypten und einigen anderen Ländern des Vorderen Orients werden zunächst in Kairo gesammelt und gehen von dort in Spezialsärgen nach Frankfurt. Jegliche Beipackung würde schon in Kairo auffallen. Der Tourismus ist das große Geschäft des Landes. Die Ägypter sind in dieser Hinsicht sehr vorsichtig. Ägypten mag ausgesprochen korrupt sein, aber es ist auch eine Diktatur."

„Kann man die ägyptischen Kontrollen nicht umgehen?"

„Wir haben das untersucht. Es wäre sehr schwierig; aber natürlich ist nichts auf dieser Welt unmöglich. In Realität ist der Transport von Drogen in Leichen aus Ägypten fast aussichtslos. Aus Sicherheitsgründen werden sie vor und nach dem Flug kontrolliert – sowohl die Ägypter als auch die Deutschen röntgen die Särge. Außerdem werden die Überführungssärge sowohl in Kairo als auch in Frankfurt gewechselt."

„Warum kommen Sie dann zu mir?"

„Die Leute vom Zoll und von der Polizei am Frankfurter Flughafen meinten, es sei ein Routinefall. Die Schmuggler hätten den

Weg ausprobiert, und es wäre fehlgeschlagen. Nur – warum sollten sie eine bekanntermaßen unsichere Versandart wählen?“

Er sah auf. „Den grüngekleideten Knaben in Frankfurt mangelt es an Phantasie. Für sie ist die Sache klar: Ägypten – Islam – Terrorismus: so einfach ist das. Das bedeutet, dass sie nicht zuständig sind – oder nicht zuständig sein wollen.

Sowohl die örtliche Polizei als auch der Zoll halten es nicht für angebracht, weitere Nachforschungen anzustellen – und die Staatsanwaltschaft auch nicht. Sie wollen kein Personal und kein Geld für sinnlose Ermittlungen ‚verschwenden‘. Sie sagen, sie seien überarbeitet und unterbesetzt, und ihre Vorgesetzten und die Politiker wollen Erfolge in der Terroristenbekämpfung sehen, nicht in der Kleinkriminalität.“

„Kleinkriminalität?“ wiederholte ich fragend.

„Kleinkriminalität!“ stieß er noch einmal leiser hervor, fast flüsternd, und verzog sein Gesicht zu einem geringschätzigen Lächeln.

„Ich bitte sie! Jetzt jagen wir Terroristen – das ist, was Politiker wollen, blanker Aktionismus, anstatt die Dinge richtig anzugehen.“

Das Wort Politiker spuckte er gallebitter aus. Ich hatte ihn noch nie so wütend gesehen.

„Aber sie halten weiterhin Leute an, die anstatt einer zwei zollfreie Flaschen Whisky in ihrer Plastiktüte haben,“ sprach ich mit der Erfahrung des kleinen Mannes – es war mir erst jüngst widerfahren.

Er äußerte sich nicht zu meiner Bemerkung. Anstelle dessen stürzte er mit einem Schluck die Hälfte seines Weinglases hinunter.

Ich nippte an meinem; der Wein war italienisch, kirschrot, ein angenehmer Nachmittagswein.

„Ich glaube, jemand will von etwas anderem ablenken – die Sache ist mir zu abwegig,“ fuhr er fort. „Dummheit ist auf der Welt zwar weit verbreitet, aber dies macht keinen Sinn.“

Als ich ihn zum ersten Mal getroffen hatte, hatte ich festgestellt, dass Schall einen sechsten Sinn für ungereimte Sachen hatte. Vermutlich hatte er jetzt wieder einmal einen Verdacht geschöpft, konnte aber nicht seinen Finger darauf legen. Zudem hatte er keine Befugnis, weitere Ermittlungen vor Ort zu fordern oder anzuordnen.

Deswegen hatte er mich sehen wollen.

„Ein Bekannter ist forensischer Pathologe in Frankfurt. Ich weiß von diesem Fall nur, weil er mich angerufen hat. Normalerweise beschäftigen wir uns nicht mit Drogen-, Waffen- oder sonstigem

Schmuggel. Er war argwöhnisch geworden, als er die Autopsien der beiden Schmuggelleichen durchführte. Ihre Präparation war anders als gewöhnlich bei Leichnamen aus Ägypten. Er teilte dies dem Frankfurter Staatsanwalt mit, der zuckte aber nur mit den Schultern. Dann rief er mich an."

„Weiß er, wer Sie sind und was Sie machen?"

„Ja. Gelegentlich ziehen wir ihn als Berater zu. Seiner Ansicht nach wurden die beiden Körper nicht von Einheimischen einbalsamiert, sondern von amerikanischen Spezialisten mit Erfahrung in der Behandlung verstümmelter und verwester Leichname – zum Transport über sehr große Entfernungen."

„Verstehe ich das richtig? Sie deuten an, dass in irgendeiner Weise amerikanisches Militärpersonal darin verwickelt ist. Das ist eine weit hergeholte Hypothese. Man sollte keine voreiligen Schlüsse ziehen, die man nicht belegen kann. Verzeihen Sie, wenn ich etwas taktlos bin: Die Art, auf die tote Amerikaner ausgestopft werden, unterscheidet sich doch wohl nicht von der Europäer oder Araber?"

„Oh doch! Die Amerikaner haben aus der Einbalsamierung *big business* gemacht; deswegen gilt sie heute in den Vereinigten Staaten eine spezielle Kunst oder sogar eine Wissenschaft. Sie haben ihre eigenen Verfahrensweisen entwickelt, die anders sind als in Europa oder Asien. Nebenbei bemerkt, Moslems und Juden …"

Ich unterbrach ihn.

„Moslems gestatten keine Einbalsamierung – soweit ich weiß."

„Richtig," erwiderte Schall, „und Juden nur zu besonderen Anlässen. Aber diese beiden Leichen wurden von einer oder von mehreren Personen mit Spezialkenntnissen präpariert, wahrscheinlich nicht von Arabern.

Mein Bekannter ging noch einen Schritt weiter. Er geht davon aus, dass die beiden Körper von jemandem mit militärischem Hintergrund präpariert und einbalsamiert wurden. Die US-Armee hat seit eh und je Sondereinheiten für derartige Fälle – ihre Soldaten fallen überall auf dieser Welt und müssen in ansehnlichen Zustand den Familien zurückgegeben werden. Da sind sie sehr heikel."

Er leerte sein Glas, drehte sich herum und winkte dem Kellner: Noch zwei Rotweine. Er war gereizt und hielt seine Hände locker gefaltet auf dem Tisch. Er will mit dem Glas spielen, dachte ich.

Aber er nahm stattdessen eine kleine Nuss und zerbrach sie in kleinste Stückchen, während er fortfuhr. „Mehr noch ist die logistische Arbeit bewundernswert, die dahintersteckt."

„Wie meinen Sie das?"

„Die eine Leiche muss in Hurghada präpariert worden sein, die andere in Scharm El-Scheich, ein Entfernung von achthundert oder tausend Kilometern. Bei beiden wurde es ähnlich gemacht. Ein Teil der Eingeweide wurde entfernt, der Brustraum und der Unterleib geleert, dann die verschweißten Beutel mit den Dollarziegeln eingebracht und der Rest des Bauches mit Baumwolltüchern sorgsam ausgestopft – ägyptische Baumwolle übrigens. Dann wurde der Bauch wieder vernäht; die Narbe sieht wie eine normale Obduktionsnaht aus. Der Rest der Körper wurde mit Balsamierflüssigkeit sorgfältig erhalten, die in die Hauptarterien gespritzt wurde – an Injektionsstellen, die amerikanische Leichenbestatter typischerweise benutzen.

Gleichzeitig musste sichergestellt werden, dass beide Leichen gleichzeitig auf demselben Flugzeug nach Deutschland transportiert wurden. Sie mussten nach Kairo geflogen und dort unter Umgehung weiterer Kontrollen auf den Nachtflug nach Frankfurt umgeladen werden. Um das zu organisieren, braucht man einen extrem gut eingespielten Apparat – vor allem in Ägypten."

„Das müssen sich doch Ihre Kollegen ebenfalls überlegt haben."

„Das denke ich mir auch," sagte er mit einem Unterton von Verachtung in seiner Stimme – oder war es zurückgehaltener Zorn?

Ich konnte immer noch nicht ausmachen, was er ausheckte und wo ich in seine Pläne einging. Obwohl er mir die nackten Tatsachen präsentiert hatte, konnte ich seine schweifenden Gedankengänge nicht entwirren. Worauf sollte das alles hinauslaufen? Schmuggel war nicht meine Branche.

„Ich will nur wissen, wer die beiden Leichen in das Flugzeug der German Airlines gebracht hat."

„Ich spreche kein Arabisch und habe keine Kontakte in Hurghada, Scharm El-Scheich oder Kairo – wenn ich anfange, dort herumzuschnüffeln, werden deren Polizei oder Geheimdienst das innerhalb von Minuten herausfinden. Und der Rest der Meute wird es zur gleichen Zeit erfahren. Nein, danke. Das ist zu gefährlich und zum Scheitern verurteilt. Es ist viel besser, einen arabisch sprechenden Agenten zu engagieren, der mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut ist."

„Wir haben keinen."

In unseren Zeiten sollte man das, überlegte ich leise. Das war ihm wohl nur zu gut bekannt. Ich hielt mich zurück, den Gedanken überhaupt zu erwähnen, und fragte einfach:

„Und Ihre ägyptischen Gegenstücke?"

„Ich will nicht mit meinen deutschen Kollegen zusammenarbeiten – und schon gar nicht mit Ausländern. Ich will und brauche Leute, zu denen ich volles Vertrauen habe. Außerdem müssen Sie nicht Arabisch sprechen. Ich wette, es sind keine Araber direkt involviert. Die Drahtzieher des Stücks sind Europäer und Amerikaner. Araber spielen nur Nebenrollen."

Für eine Sekunde blickte er auf und sah mich an. Dann bat er mich, wie ich meinte, aufrichtig: „Schauen Sie sich ein wenig in Kairo um. Tun Sie mir den Gefallen, wir decken und schützen Sie."

„Als Tourist?"

„Nein. Wir schicken Sie in der kommenden Woche mit einer Regierungsdelegation unauffällig in den Vorderen Orient. Wir haben alles vorbereitet. Sie sind Gast der deutschen Regierung. Das erlaubt Ihnen eine unauffällige Einreise nach Ägypten und öffnet Ihnen die richtigen Türen, ohne Verdacht zu erregen. Sie können doch wie schon einmal als kanadischer Journalist auftreten."

War es eine Frage oder eine Feststellung? Er ließ den Satz in der Luft hängen; seine Augen waren erneut auf mich gerichtet: Würde ich sein Angebot annehmen oder es zurückweisen? Er schien sich seiner Sache nicht sicher – und ich blieb misstrauisch.

Ich hatte mich früher unter diesem Deckmantel bewegt, allerdings um meinen eigenen Angelegenheiten zu frönen, geschäftlich wie privat.

„Beim letzten Mal, als ich für Sie in Russland unterwegs war, haben Sie mir nicht den ganzen Hintergrund und all die Verflechtungen erläutert. Ich ziehe es vor, in all das eingeweiht zu sein. Es könnte mein Überleben garantieren – und der einzige, der dafür verantwortlich ist, bin ich selbst. Ich bin inzwischen vorsichtig geworden."

Sein Lächeln blieb. Es beruhigte mich, obwohl er mir nicht mehr ins Gesicht schaute. Mittlerweile hatte er seine Hände um das Rotweinglas gefaltet und spielte mit ihm, wie ich es vorausgesehen hatte. Er starrte in den Wein, als könnte er aus ihm die Zukunft lesen.

„Dieses Mal weiß ich bestimmt nicht mehr," sagte er und ließ es ohne weitere Erklärungen dabei. Wie zur Entschuldigung hob er seine Hände vom Tisch. Es klang aufrichtig, ohne irgendwelche Ausflüchte zu suchen. Nur, wenn er nicht mehr wusste, ahnte er vielleicht mehr?

Sollte ich ihm vertrauen? Konnte ich ihm vertrauen? Ich dachte an zwei offene Särge mit zwei entstellten Leichen darin.

Ich nahm mir Zeit und dachte nach.

„Ich unterstelle einmal, dass Sie mir Honig ums Maul schmieren, doch, offen gestanden, weiß ich, dass Sie mir gegenüber ehrlich sind – so ehrlich, wie es Ihnen Ihre Tätigkeit erlaubt," vertraute ich ihm an.

„Auf der anderen Seite haben Sie diese unerschütterliche Überzeugungsfähigkeit eines gewohnheitsmäßigen Lügners."

Er lächelte über meine Antwort und sah mich direkt an. Seine Augen waren in meinen, entwirrten die Fäden meiner Gedanken. Als er über meine kunstvolle Antwort lächelte, fügte ich abwiegelnd hinzu: „Aber das ist schon in Ordnung. Übrigens ist mein kanadischer Presseausweis gefälscht."

Das war keine Trumpfkarte – es kam mir unmittelbar zu Bewusstsein, sondern ein ziemlich lahmer Abschluss der ernstgemeinten Darstellung meines Standpunktes. Auch Schall war das klar, als er ungezwungen erwiderte:

„Das macht nichts. Sie bekommen einen echten von uns. Das gehört zum Geschäft."

Ich hätte gern wissen mögen, was zum Geschäft gehörte: lügen oder Dokumente fälschen – oder beides. Anstatt zu fragen murmelte ich etwas, was er wohl als Zustimmung auslegte, da er sagte:

„Wir haben Leute, die Sie beobachten und schützen. Sie sind – wie Sie bereits wissen – abgebrühte, zähe und fähige Profis, die besten auf ihrem Gebiet in Deutschland. Ihre Aufgabe können sie allerdings nicht übernehmen, noch kann ich es, noch, sagen wir, unser ‚Korrespondent' in Kairo. Ich habe niemanden dafür und kenne niemanden mit Ihrem Kaliber, Talent und internationalen Hintergrund."

Ich war überwältigt und sprachlos. Noch nie hatte ich jemanden ein derartiges Loblied auf mich singen hören. Ich war, offen gesagt, beschämt. Ich stufte meine Begabungen nicht so hoch ein, generell war ich etwas kleingläubig, wenn es um mich selbst ging. Der Eindruck, den ich nach außen machte, war offensichtlich anders.

Er leerte seinen Wein und fummelte weiter am Stiel des Glases herum.

„Darf ich Ihnen jemanden vorstellen?"

Er drehte sich um und hustete kurz. Der Kellner sah auf, aber gleichzeitig erschien ein Mann hinter dem Vorhang an der Eingangstür und nickte Schall und mir zu.

Jemand war vorhin hereingekommen.

„Darf ich vorstellen: Helmut Tal."

Tal war ein gut aussehender Mann mit einem gebräunten und sanften jungen Gesicht. Er sah sportlich und zäh aus. Sein helles Haar wurde bereits grau. Ich schaue immer auf die Hände; seine waren ausdrucksvoll – mit einem Hauch von Grausamkeit.

Er sollte in Zukunft mein ‚Watson' sein, nach Schalls Entscheidung und Wunsch, mein Ansprechpartner, vielleicht Freund, Vertrauter und, wenn nötig, Leibwächter.

Mein erster flüchtiger Eindruck von Tal war der eines fähigen, ehrlichen Mannes, eifrig und intelligent, kein Dummkopf, eher vom Typ Börsenmakler, planend und berechnend.

Für mich war es gut zu wissen, dass es einen Rückhalt gab; das würde mir die Entscheidung erleichtern.

„Lassen Sie uns morgen wieder zusammenkommen, dann kann ich Sie über die fehlenden Details unterrichten."

Schall nickte Tal zu und erhob sich von seinem Platz.

Mit einer Frage im Gesicht sah er mich an.

Ich nickte und nahm seinen Vorschlag an. „Ja."

Das Abenteuer reizte mich – ebenso wie die außergewöhnliche Bezahlung, die Schall vorschlug – und ich musste doch meine neue kleine Schweizer Bank unterstützen. Auf der anderen Seite hatte ich einmal mehr ich das Gefühl, mich gegen meinen Willen in etwas zu verstricken, das ich nicht tun sollte. Ein Instinkt sagte mir: Nein. Ich hatte mir geschworen, dass es nie wieder passieren würde, und jetzt passierte es doch. Ich ärgerte mich über mich selbst, weil ich mich nicht an meinen Vorsatz gehalten hatte.

Wie würde Annabel reagieren? Ich konnte sie nicht mitnehmen.

Wenn ich nicht von zu Hause aus arbeitete, war ich die meiste Zeit in der Schweiz und in Deutschland unterwegs, vielleicht auch in anderen Ländern Europas – und würde spätestens am Wochenende wieder in Basel sein. So hatte ich es gehalten, seit wir zusammen wohnten.

In den Vorderen Orient zu gehen, war eine andere Geschichte.

Das würde ihr nicht gefallen, und gefiel mir auch nicht, irgendwo in meinem Bauch. Andererseits würde sie sich nicht beschweren; es war mein Beruf, mein Broterwerb.

Das Zischen, Plätschern und Gluckern der Espressomaschine im Hintergrund des Restaurants erinnerte mich an einen Menschen, der sehr krank ist. Ich hätte aufmerksamer sein sollen – vielleicht wollte sie etwas andeuten, ein Zeichen und ein Omen, ein verschlüsseltes Morse-Telegramm von Gott.

Nachdenklich kehrte ich in unser Hotel zurück. Nur eine kleine Nachttischlampe warf ein gedämpftes, indirektes Licht auf das große Bett. Annabel lag versteckt in den Kissenhaufen, die wie ein Hügel um sie herum aufgeschichtet waren.

Sie schlief tief und fest.

Ich ging unter die Dusche, trocknete mich ab und kam gerade in dem Moment ins Schlafzimmer, als sie aufwachte, gähnte und träge zu mir sagte:

„Ich will mehr Austern."

Dazu machte sie mir einen weiteren, reichlich anzüglichen Vorschlag.

Normalerweise strahlte sie völlige Unschuld aus, heute hatte sie eine geradezu animalische Anziehungskraft. Ich setzte mich auf den Rand des Bettes. Sie krabbelte heran, stützte sich auf einen Ellbogen und drückte ihr Gesicht in meinen Rücken. Ich spürte ihre feuchten Lippen und die Spitze ihrer Zunge auf meiner Haut.

„Kommst du ins Bett?"

Und ob!

Reissüppchen

Das beste am Reisen ist, dass es einen lehrt,
welche Orte nicht sehenswert sind.

Pierre Bénoit. 1886-1962.

Der Bundesminister für Innere Sicherheit und Schutz der Öffentlichkeit hatte Durchfall. Unmittelbar nach dem Start hatte er sich in sein privates Badezimmer im vorderen Teil des Regierungsflugzeuges zurückgezogen und nach dem mitfliegenden Arzt geschickt.

Der Doktor war vom Sanitätskorps der Bundeswehr für die Dauer der Auslandstournee des Ministers zu dessen persönlichem Kundendienst abkommandiert worden – und für die etwaige medizinische Betreuung des Kometenschweifes der Beamten und anderen staatstragenden Begleiter im Tross und Vertretern verschiedener zahlender Lobbys und Unternehmen.

Auf höchste Anordnung hatte der Arzt seine Familie über das Wochenende alleinlassen und als Reisebegleiter in den Vorderen Orient fliegen müssen. Ohne medizinischen Rückhalt kann ein Minister nicht unterwegs sein.

Was sich jetzt als richtig erwies.

Er hatte den Minister mit einem grünlichem Gesicht auf der umgeklappten Bank über der Toilette sitzen sehen, in einem grünen Seidenpyjama, wo er seine glänzenden, schwarzen Schuhe fixierte und versuchte, sich möglichst nicht zu bewegen.

Vor einer guten Stunde hatte der Airbus vom Regierungsteil des Flughafens Berlin-Tegel abgehoben. Die Maschine war auf dem Weg nach Ägypten; der Minister wollte einen Expertenblick – seinen persönlichen Expertenblick – auf neu ausgehobene irakische Polizisten werfen, die dort irgendwo in der Wüste von ‚seinen' Polizisten ausgebildet wurden, und, zur weiteren Steigerung seines Ruhmes, mit ihnen photographiert werden. Deswegen war es mehr als einem Dutzend in- und ausländischer Journalisten gestattet worden, ihn an Bord der Regierungsmaschine zu begleiten.

Für die Ehre mussten sie einen schmalen Obolus an die Staatskasse entrichten; er war bei weitem niedriger, als wenn sie mit einer Linienmaschine dem Minister hinterhergeflogen wären.

Es hat etwas für sich, mit einem Regierungsflugzeug zu fernen Orten zu reisen – vor allem, wenn man eine Art Ehrengast ist. Wie so viele Regierungsunternehmungen hatten die Politiker und ihre ministeriellen Hüter diesen Ausflug – ihren Ausflug – ohne Rücksicht auf Ausgaben und Komplikationen für andere Menschen organisiert.

Die anderen Journalisten saßen im hinteren Teil des Flugzeuges, ich im Vorderteil, in der Upper Class. Ich konnte nur raten, warum ich vom Rest getrennt war. Ich hatte das Gefühl, dass jemand dafür gesorgt hatte – Schall oder einer seiner Mitarbeiter.

Meine ‚Kollegen' hätten sich vielleicht mit meinem nichtvorhandenen journalistischen Hintergrund beschäftigt – und ihn etwas löchrig gefunden.

Gerüchte verbreiten sich schnell.

Ich dachte darüber nach, warum ich in diesem Flugzeug saß. Ich musste die Schuld bei mir suchen, nur bei mir. Die Verantwortung woanders zu suchen, war zu spät und wäre sinnlos gewesen – ich war mein eigener Sündenbock.

Der Militärarzt saß neben mir. Ich muss schlecht gelaunt und grimmig ausgesehen haben, denn er plapperte plötzlich aus, was auf der Toilette des Ministers geschehen war. Er war immer noch fassungslos darüber.

Vielleicht dachte er, er könne mich aufmuntern.

„Vor dem Abflug muss er irgendwelche Körner gegessen haben, er scheint auf einem Gesundheitstrip zu sein, Atemtherapie gegen Stress und für mehr Energie – und Vogelfutter. Das Vogelfutter war offenbar nicht ganz frisch; sein Atem auch nicht."

Er war aufgebracht, sonst würde er mit einem Journalisten wie mir niemals über die Beschwerden eines Ministers sprechen, noch dazu mit einem ausländischen Journalisten, wie er herausfand.

„Und jetzt will er homöopathische Arzneien gegen Durchfall und ein Reissüppchen; er würde es selbst kochen, falls er nur die Zutaten an Bord fände. So etwas haben wir nicht an Bord. Wir haben nur Notfallmedikamente, kein esoterisches Zeug. Ich habe ihm gesagt, er solle viel Flüssigkeit zu sich nehmen – Tee trinken – und sich schlafen legen."

Von seiner Natur her was der Innenminister ein farbloser Choleriker, ein Biedermann aus der Mittelklasse, dessen Traum der vollkommene Überwachungsstaat war. Von sich selbst überzeugt, überheblich, machtbesessen und tief opportunistisch, verbrachte er viel Zeit damit, sich selbst in Szene zu setzen. Er sprach von Toleranz, liberaler Gesinnung und Wohltätigkeit.

Er war pflichtversessen wie viele Deutsche des Kaiserreiches, des Dritten Reiches und der Nachfolgezeit und gab sich als prinzipienfest. Was er tat, tat er mit deutscher Gründlichkeit – oder was dafür gehalten wird. Für mich war er die Verkörperung des hässlichen Deutschen. Politische Karriere hätte er zu jeder Zeit gemacht – und er hätte sie machen wollen.

Gibt es wirklich kein Reissüppchen für den Minister?
Berlin Export
verrät es …